

**Prof. Dr. Cornelia Richter**

**Predigt zum Reformationstag am 31.10.2018, Kreuzkirche in Bonn**

**Predigttext: Gal 5, 1-6**

**- Es gilt das gesprochene Wort -**

Liebe Gemeinde,

Freiheit, die ich meine! Wenn es um unsere Freiheit geht, dann haben wir alle eine recht klare Meinung, was wir damit meinen. Vor allem dann, wenn wir meinen, dass sie fehlt. Wenn wir meinen, dass wir unserer Freiheit beraubt sind. Dann fühlen wir uns eingeschränkt, zurückgesetzt, nicht ernst genommen, unfair behandelt. Dann steht unsere Identität auf dem Spiel, das was uns im Innersten ausmacht. Unsere Freiheit ist uns wichtig. Zu Recht.

Nur blöd, dass die anderen meist eine andere Meinung zur Freiheit haben als wir. Ja, dass sie gar finden, dass die Freiheit, die *wir* meinen, gar keine Freiheit sei, sondern in die Unfreiheit führe. Nämlich in die Unfreiheit der anderen.

Über unsere Meinung zur Freiheit lässt sich trefflich streiten. Denn nun prallt Meinung auf Meinung und es zeigt sich, dass die Meinung der einen der Meinung der anderen diametral entgegen gesetzt sein kann. Das beginnt in der Sandkiste mit der Frage, ob man eine Burg bauen oder einen Kuchen backen soll. Und es reicht bis zur Frage, ob man eine Gesellschaft durch Zäune oder durch Bildung absichern soll. Am Ende läuft es auf die einfache Frage hinaus: Wessen Freiheit setzt sich durch? Wessen Freiheit bahnt sich ihren Weg so, dass andere Freiheiten zur Seite treten müssen?

Das zeigt sich ganz einfach an dem Lied, das im Motto des heutigen Gottesdienstes steckt: Freiheit, die ich meine! Max von Schenkendorf hat es im 19. Jahrhundert gedichtet, im Tummel der siegreichen Befreiungskriege. Die ersten Strophen sind wunderschön, könnten fast als Kirchenlied durchgehen: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt, komm‘ mit deinem Scheine, süßes Engelsbild. Magst du nie dich zeigen der bedrängten Welt? Führest deinen Reigen nur am Sternenzelt?“ So die Strophen 1 und 2. Auch Strophe 3 beginnt, zumal für reformatorische Ohren, noch ganz harmlos: „Wo sich Gottes Flamme in ein Herz gesenkt“. Aber mit dem nächsten Vers zieht leider ein Ton ein, der uns aufhorchen lässt, denn es geht um ein Herz, „das am alten Stamme treu und liebend hängt.“ Der alte Stamm, das Volk, Blut und Boden-Metaphorik – ab Strophe 10 wird das Lied zum verherrlichenden Kriegslied: „Wo

sich Männer finden, die für Ehr und Recht muthig sich verbinden, weilt ein frei Geschlecht.“ Und bis zur letzten Strophe 15 wird noch deutlicher, dass der Stamm keineswegs die Verbundenheit mit dem Volk Israel meint, sondern das deutsche Volk: „Freiheit, holdes Wesen, gläubig, kühn und zart, hast ja lang erlesen Dir die deutsche Art.“ Wie schade, dass dieses wunderschöne Volkslied nicht unschuldig geblieben ist. Sondern es mit den hinteren Strophen in die Charts des Nationalismus geschafft hat, 1932 zum Teil des nationalsozialistischen Liederbuchs geworden ist, 1933 ins SA-Liederbuch aufgenommen. Und bis heute von Politikern zitiert, die sich etwas schwer tun mit der Freiheit der anderen. Als Österreicherin ist es beschämend, denn Jörg Haider hat das Lied noch 1993 im Titel seines Buches zitiert: Freiheit, die ich meine. Das Gegenteil von Freiheit ist nicht nur Unfreiheit, das Gegenteil von Freiheit ist auch Repression. Freiheit ist nicht selbstverständlich. Gott, erbarme dich!

Wie gut, dass Christian Heinrich Zeller, ebenfalls im 19. Jahrhundert zu Hause, das Lied christlich umgedichtet hat. „Freiheit, die ich meine, ist kein Schattenbild, denn mit Himmels-scheine sie das Herz erfüllt. Freiheit, die ich meine, ist kein Gaukelspiel, womit man zum Scheine Toren ködern will.“ Zeller unterscheidet zwischen dem, was wir unter unserer Freiheit so verstehen und dem, was Freiheit tatsächlich meint. Er weiß, dass unsere Freiheit nicht uns verdankt ist, sondern dass sie von einem anderen herkommt, dass sie uns geschenkt ist. Strophe 2: „Freiheit, die ich meine, kommt vom Zeitgeist nicht, kommt vom Sohn alleine und von seinem Licht. Knechte des Verderbens führen nicht zum Sohn, und zur Zeit des Sterbens müssen sie davon.“ Freilich, auch Zeller ist Kind seiner Zeit. Er dichtet als pietistischer Pädagoge, als Begründer von Armenschule und Waisenhaus – und damit auch: Als strenger Lehrer. Aus der Armenfürsorge und den zahlreichen anderen Schulen der Pietisten ist das heutige Sozialwesen erwachsen, in ihnen haben heimatlose Kinder selbstverständlich ein warmes Essen bekommen. In ihnen sind Herzensfrömmigkeit und Anstand gebildet worden, aber leider oft mit repressiven Mitteln. Von Schiller bis Schleiermacher können große Geister ein Lied davon singen. Freiheit ist nicht einfach. Gott, erbarme dich!

An beiden Liedern und an ihrer Wirkungsgeschichte zeigt sich: Unsere Freiheit ist nie nur das, was wir so *meinen*. Unsere Freiheit ist nie nur *unsere* Freiheit. Unsere Freiheit ist nie nur unschuldig. Denn sie schuldet die Freiheit der anderen. Im 20. Jahrhundert ist unser Lied deshalb noch einmal umgedichtet worden, diesmal von Jule Neigel und Peter Maffay, dem Flüchtlingskind aus Rumänien: „Freiheit, die ich meine: Menschen hetzen rum, die Gesichter stumm, Augen wirken blass und die Blicke sind wie trübes Glas. Seelen blicken seltsam leer, es gibt kein Vertrauen mehr. Wir wollten da nie hin, jetzt sind wir mitten drin. Jeder kämpft für sich allein, will der erste sein.“ Das Lied trägt noch den Geist der 68er in sich und spiegelt

doch schon die Leistungsgesellschaft der 80er und 90er Jahre, in der sich der Grad der Freiheit an der beruflichen Solokarriere bemessen hat, an der Selbstdurchsetzung individueller Größe. Mit allen Konsequenzen für das zugehörige politische Handeln: „Hier gibt’s nur Ich statt Wir, nicht Gemeinsamkeit, nein, bloß Einsamkeit.“ Freiheit ist anspruchsvoll. Dabei könnte es so einfach sein. Denn Peter Maffay singt auch dies: „Freiheit, die ich meine, ist wie ein neuer Tag.“ Gott, erbarme dich.

Drei Lieder, drei Stationen unserer Geschichte, drei Mal der Streit um die Freiheit. Geht es nicht auch ohne Streit? Scheinbar nicht. Nicht einmal dort, wo sich der Streit um die Freiheit an dem entzündet, der das Licht der Welt genannt wird. Auch Paulus weiß ein Lied davon zu singen, wie unendlich schwer es ist, mit der Freiheit umzugehen. Aber anstatt nur Meinung auf Meinung prallen zu lassen, sucht er die Auseinandersetzung über das sachliche Argument. So schreibt er im Brief an die Galater, Kapitel 5, die Verse 1-6, unserem heutigen Predigttext: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen! Siehe, ich, Paulus, sage euch: Wenn ihr euch beschneiden lasst, so wird euch Christus nichts nützen. Ich bezeuge abermals einem jeden, der sich beschneiden lässt, dass er das ganze Gesetz zu tun schuldig ist. Ihr habt Christus verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt, aus der Gnade seid ihre herausgefallen. Denn wir warten im Geist durch den Glauben auf die Gerechtigkeit, auf die wir hoffen. Denn in Christus Jesus gilt weder Beschneidung noch Unbeschnittensein etwas, sondern der Glaube, der durch die Liebe tätig ist.“

Der Galaterbrief gehört zu den kürzesten Briefen des Paulus und er gehört für die Reformatoren mit dem Römerbrief zu den wichtigsten. Ist doch in ihm der Kern der Rechtfertigungsbotschaft formuliert: „Wir wissen aber“, so hält Paulus schon in Kapitel 2 fest: Wir wissen aber, dass wir nicht „durch Werke des Gesetzes“ gerecht werden, „sondern durch den Glauben an Jesus Christus.“ Diesen Satz sollte für die Galater eigentlich selbstverständlich sein. Aber der Satz ist nicht mehr selbstverständlich. Das ist erstaunlich, weil die Gemeinde in Galatien vor allem aus Heidenchristen besteht, für die das Gesetz ohnehin keine so große Rolle gespielt hat. Aber in der Gemeinde sind fremde Missionare unterwegs, die als jüdische Christen Wert legen auf die Einhaltung des Gesetzes. Deshalb fordern sie von den Galatern, dass sie sich beschneiden lassen sollen; ebenso sollen sie die Speisegebote einhalten und den Festkalender der Tora, in dem sich die Schöpfungsordnung Gottes spiegelt. Es geht hier nicht um einen Streit zwischen Juden und Christen. Sondern es geht um einen Streit unter Christen. Es geht darum, was es heißt, Christin und Christ zu sein. Es geht um die christliche Identität: Für die jüdischen Christen ist der Glaube an Christus dasjenige, was aus dem Judentum erwachsen ist

und es erst zu dem macht, was es wahrhaft ist. Deshalb vollendet sich das Christentum im Gehorsam gegenüber der Tora. Für Paulus hingegen ist der Glaube an Christus das Proprium, das Eigene und Eigentliche, das die Christen von den Juden unterscheidet. Deshalb vollendet sich das Christentum einzig und allein in der Aufhebung der Tora. Kinder Gottes sind die Christen nicht durch die Beschneidung. Kinder Gottes sind sie einzig und allein durch den Glauben an Christus. Denn wäre es anders, so hat Paulus seinen Brief eröffnet, wäre es anders, würde die Gerechtigkeit durch das Gesetz kommen, dann wäre Christus vergeblich gestorben. Deshalb gilt das Gegenteil: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit.“ Deshalb ist der Konflikt eigentlich in Christus aufgehoben, deshalb ist der Streit um die Identität eigentlich absurd. Denn letztlich gilt vor Gott weder Beschneidung noch Unbeschnittensein. Sondern es gilt einzig und allein der Glaube, der durch die Liebe tätig ist und uns in seine Gemeinschaft ruft. Deshalb ist mit Christus ein neuer Tag angebrochen, deshalb sehen wir die Welt mit ihm in neuem Licht. Gott, erbarme dich unser und gib uns Frieden.

Ob die Gemeinde in Galatien Paulus verstanden hat, wissen wir nicht. Aber dass Luther Paulus verstanden hat, das ist offensichtlich. In seiner berühmten Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ aus dem Jahr 1520 hat sich Luther am Verhältnis von Unfreiheit und Freiheit abgearbeitet.<sup>1</sup> Unfreiheit und Freiheit stehen bei ihm nie in einem völligen Gegensatz. Sondern sie greifen immer ineinander über, sie bedingen einander. Als Menschen sind wir nicht nur durch unsere äußeren Lebensverhältnisse auf der einen Seite und unsere innere, dem Glauben zugewandte Seite auf der anderen Seite bestimmt. Sondern wir sind als Menschen stets beides: alt und neu, Leib und Seele, sozial gebunden und geistig frei, bedürftig und getröstet. Unsere Erfahrung zeigt es nur zu gut: Wir sind immer zwei und können nicht eins werden – zumindest nicht aus uns selbst. Wo immer wir das versuchen, wo immer wir – durch Gesetze, Werke, oder das Durchsetzen unserer Meinung versuchen, unser Inneres aus eigener Kraft zu verändern, werden wir scheitern und erst recht in der Unfreiheit unserer Egozentrik enden. Aber wo wir unsere Unfreiheit erkennen, wo wir als Menschen Gott um Erbarmen bitten, wo wir unsere egozentrische Freiheit freiwillig Gott anheim stellen, dort, so Luther, sind wir zur Freiheit befreit. Die christliche Freiheit ist mit Luther gerade keine Befreiung zur direkten Selbstverwirklichung, sondern eine Befreiung aus Ansprüchen, die wir als Menschen nicht selbst erfüllen können. Ja, noch stärker, diese Unfreiheit der Christenmenschen ist nicht die Grenze, sondern im Gegenteil die Verwirklichung der Freiheit. Gott, erbarme dich unser und gib uns Freiheit.

---

<sup>1</sup> Der folgende Passus ist dem Austausch mit Ann-Kathrin Armbruster verdankt, Doktorandin in Systematischer Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn.

Und wir? Welches Lied der Freiheit sollen wir heute singen? Zwischen Paulus, Luther und uns liegt die Aufklärung. Wir wissen um die Mündigkeit des Subjekts, um Autonomie und Selbstgesetzgebung. Zwischen Paulus, Luther, Kant und uns liegt freilich auch die Dialektik der Aufklärung. Wir wissen um den inneren Widerspruch, den jede Durchsetzung der Vernunft enthält. Wir wissen um den katastrophalen Kampf der Identitäten und ihren Abgrund in der Shoah. Wir wissen, dass Freiheit nicht selbstverständlich ist. Dass Freiheit verfehlt werden kann – auch von Christinnen und Christen, weltweit von den USA bis Brasilien, in Österreich und Deutschland. Wir wissen deshalb auch dies: Freiheit ist nicht einfach. Denn wir sitzen nicht mehr in der Sandkiste. Sondern Freiheit ist anspruchsvoll. Sie ist eine Herausforderung, weil unsere Freiheit ihre Grenze an der Freiheit der anderen findet. Weil die Freiheit der anderen unsere eigene Freiheit erst ermöglicht. Das hört sich vielleicht ein bisschen philosophisch an. Aber wenn Sie nach dem Gottesdienst nach Hause fahren, können Sie das an jeder Kreuzung mit einer Ampel überprüfen. Unsere Freiheit ist darauf angewiesen, dass andere ihr Raum geben. So wie andere darauf angewiesen sind, dass wir ihnen Raum geben. Freiheit ist anspruchsvoll. Wie sollten wir ihren Ansprüchen je genügen können?

Paulus hat darauf eine klare Antwort gegeben: Wir selbst sollen uns redlich bemühen, unserer Freiheit gemeinsamen Raum zu geben. Wir sollen ausdrücklich für die Freiheit eintreten. Aber gelingen wird das nur dann, wenn wir dabei immer auch von uns selbst absehen. Wenn wir unsere Freiheit nicht mit Gewalt durchsetzen, sondern „im Geist durch den Glauben auf die Gerechtigkeit“ warten. Wenn wir unsere Freiheit als Geschenk Gottes verstehen. Dann werden wir verstehen und erfahren, dass in Christus Jesus der Glaube gilt, „der durch die Liebe tätig ist.“ Gott, wir bitten dich: Gib uns Frieden, jeden Tag!

Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.